

# Unterhaltungsblatt



## Mutter, vergib mir . . .

Originalnovelle von Käthe Wehn-München.

(10. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

### Fünftes Kapitel.

Als Doktor Knauer nach acht Tagen von seiner Reise in die Berge zurückkehrte, fand er unter der zahlreich eingelaufenen Post folgenden Brief von Gabriele vor:

Wetter Herr Doktor!

Sie haben es feige und erniedrigend genannt, wenn man die Last einer unglücklichen Ehe durchs Leben schleppt, ohne entschlossen zu sein, diese Last von sich abzuschütteln. Ich habe viel über Ihre Worte nachgedacht und habe erkennen müssen, daß Ihre Meinung die richtige ist. Und auch ich will nun alle falsche Scham und alle feige Furcht vor einem öffentlichen Skandal beiseite werfen und mich Ihnen rückhaltlos bekennen: Mein Mann betrügt mich mit Dienen und seinen Modellen und besitzt die Schamlosigkeit, dies nicht einmal vor mir zu verbergen. Ich habe die Forderung meiner damaligen Liebe schwer gesühnt; der Eltern Fluch lastet auf mir. Vor kurzem noch war ich entschlossen, geduldig die Ketten, die ich mir selbst auferlegt, durchs Leben zu tragen, zu verbergen, wie elend ich bin, um mich nicht dem Mitleid, dem Gespött meiner Mitmenschen preiszugeben, aber heute will ich nicht mehr! Ich will nicht mehr länger Dulderin sein, ich will die Last dieser unwürdigen Ehe von mir abschütteln wie etwas Häßliches! Und Sie, Herr Doktor, sollen mir helfen dazu. Denn kein anderer wie Sie ist mehr geeignet, meine Sache richtig durchzuführen.

Geben Sie mir baldmöglichst Nachrichten in das Haus meiner Eltern, ob Sie gewillt sind, für mich den Ehescheidungsprozeß gegen meinen Gatten einzuleiten. Heute verlasse ich letzteren, um nie wieder zu ihm zurückzukehren.

Manch anderer würde jetzt schadenfroh vor sich hinlächeln; würde stillen Triumph empfinden, daß es ein Irrweg war, den ich in meiner blinden Liebe damals eingeschlagen. Sie nicht, lieber Doktor! Heute kenne ich Sie mehr als ich Sie jemals gekannt habe, trotz Ihrer häufigen Besuche in meinem Elternhause. Ich weiß, daß Sie Mitleid und Trauer empfinden werden beim Lesen dieser Zeilen, Mitleid mit dem armen, schwer getäuschten Weibe. Und nur darum, weil ich weiß, wie groß und erhaben Sie über allen kleinlichen Schwächen stehen, habe ich den Mut gefunden, das Elend meiner Ehe so vor Ihnen auszubreiten.

Doktor Knauer legte langsam den Brief beiseite und bedeckte erschüttert die Hand über die Augen. Gabriele hatte recht, wenn sie



Generaloberst v. Kirchbach,  
der Nachfolger des Generalfeldmarschalls v. Eichhorn  
in Kiew. (Phot.: Berl. Ill.-Ztg.)

glaubte, daß er nicht Schadenfreude, sondern Mitleid und Trauer um sie empfand. Daß aber das Bekenntnis ihrer Herzens- und Seelennot ihn so erschütterte, hätte sie wohl nie geahnt! Ach, sie konnte ja nicht wissen, wie sehr dieser ernste, in sich geschlossene Mann sie geliebt, wie schwer ihm damals ihr Verlust geworden. Sicherlich hätte sie ihn lieb gewinnen können, wenn der andere nicht gekommen wäre, er fühlte es; er hatte es damals in jener Stunde der Begegnung in der Kapelle empfunden. Und nun zu wissen, daß er einem Unwürdigen den Platz geräumt, einem, der Gabriele um ihr Lebensglück betrogen!

Ja, er wollte Gabriele frei machen, ja und tausendmal ja! Er hatte schon so viel unglückliche Frauen wieder einem neuen schönen Leben zugeführt, wieviel mehr wollte er dies bei Gabriele, die er einmal selber geliebt und die er heute noch liebte, tun! Freilich, sein eigenes Herz mußte schweigen; durfte nicht von neuem Hoffnungen nähren, die sich nie erfüllten. Denn er wollte kein Weib, das ihm nicht gehörte mit jeder Faser ihres Herzens. Und Gabriele würde das nie können. Wirklich nie? Warum nur regte es sich plötzlich so warm in seinem Herzen?

„Albernes Träumen,“ sprach er laut und hart vor sich hin, „damit ist ihr herzlich wenig gedient. Ich werde sofort an sie schreiben, daß ich die Angelegenheit in die Hand nehme . . .“

Gabriele hatte ihr Vorhaben, den Gatten zu verlassen, wahr gemacht. Aber wider Erwarten war sie, als sie von Ehescheidung sprach, bei ihm auf heftigen Widerstand gestoßen. Kurt hatte sich allmählich wieder von den Taumeln seiner Leidenschaften erholt; er hatte erkannt, daß die wenigen Monate, in denen er ein zügelloses und lasterhaftes Leben geführt, einen moralisch haltlosen Menschen aus ihm gemacht, einen Menschen, der zu keinem ernstlichen Schaffen und reinem, künstlerischem Streben sich mehr aufraffte, und daß es für ihn höchste Zeit war, seinem Leben wieder eine neue Richtung zu geben, wenn er nicht wollte, daß er sich selber völlig verlor und als Mensch und Künstler gleich wertlos wurde.

Und zur Rückkehr zu einem neuen, geordneten und gediegenen Leben sollte seine Frau ihm helfen. Sie sollte ihm seine Irrungen verzeihen und über alles den Mantel der Vergessenheit breiten. Er wollte sie, die doch so hoch und rein über all den Frauen, die er in kurzer Zeit kennen gelernt, stand, mit neuer Liebe und Zärtlichkeit umgeben. Sie war sein Halt, sie war die Frau, die allein seinem Leben die richtige Weihe, den rechten Inhalt geben konnte. Aber jetzt, gerade jetzt, wo er sich

durch vielerlei Fehl und Täuschungen zu dieser Erkenntnis durchgerungen, wollte sie ihn verlassen! Er lag vor ihr auf den Knien; er flehte, er bettelte, er drohte, aber Gabriele blieb hart. Es war ihr, als hätte sie diesen Mann nie geliebt.

(By.)



als hätte sie nie zu ihm gehört. Ohne Groll und ohne Weh verließ sie ihn...

Als sie in ihrem Elternhause angelangt war, erklärte ihr Marie, die alte, treue Seele, die Gabriele schon als kleines Mädchen auf ihren Armen getragen hatte, der Zustand der Frau Oberlandesgerichtsrat sei sehr ernstlich. Meist liege sie in tiefer Bewußtlosigkeit. Eben sei der Arzt wieder bei ihr.

Matte Dämmerung lag in dem Zimmer der Kranken. Sie konnte kein Licht, keine Helle und keinen Lärm vertragen. Und aus der grauen Dämmerung hob sich das blasse, verfallene Gesicht mit erschreckenden Konturen ab. Der Arzt stand neben dem Bett und hielt die Hand der Kranken in der seinen. Er zählte den Puls und bewegte die Lippen halblaut dabei: E-i-n-s, z-w-e-i, er ließ die Hand sinken und murmelte: „Matt, schrecklich matt...“

Leise trat nun Gabriele neben ihn. Sie legte beide Hände mit hartem, zwingendem Druck auf seinen Arm: „Wie steht es mit meiner Mutter, Herr Doktor,“ flüsterte sie ihm ins Ohr.

Der Arzt warf erst einen langen Blick auf die Kranke, die regungslos, mit geschlossenen Augen dalag, dann rückte er an seiner Brille und richtete die scharfen, grauen Augen forschend auf Gabriele. „Sind Sie stark genug, um die Wahrheit zu hören?“



Generalfeldmarschall v. Hindenburg und Erzelenz Ludendorff bei einem Besuche in Brüssel auf dem historischen Marktplatz.

Sie wollte einen Schmerzensschrei ausstoßen, aber sofort biß sie die Zähne übereinander, daß sie knirschten: „Ich bin stark, Herr Doktor, stark und mutig.“

„Nun gut. Es geht zu Ende mit Ihrer Mutter...“

Tränen stürzten aus Gabriele's Augen, aber keine Miene zuckte in ihrem wie zu Stein erstarrten Gesicht.

Der Arzt räusperte sich: „Ihre Haushälterin weiß die näheren Anordnungen... Abends komme ich wieder...“

Eine stumme, ernste Verbeugung und er ging.

Nun brach Gabriele doch vor dem Bett in die Knie. Sie hob die herabhängende Hand der Mutter an ihre Lippen empor und küßte sie. Heiß fielen ihre Tränen darauf.

Waren denn diese Tränen so glühend, daß sie es vermochten, die Kranke selbst aus ihrer tiefen Betäubung wachzurütteln; drang der Schmerz des Kindes auf unsichtbaren Wegen in das Mutterherz und beschleunigte dessen matten Schlag?

Die Kranke öffnete plötzlich weit die Augen; lange sah sie auf die vor ihr kniende Gestalt; endlich huschte ein Strahl des Erkennens über ihr Antlitz; freudig glomm es in den Augen auf. Und Gabriele warf sich mit einem erschnittenen Ausruf der Freude über die Mutter, schlang die Arme um deren Hals und stammelte: „Mutter, liebste Mutter, ich bin es, deine Gaby... kennst du mich?“

Die Kranke nickte und versuchte zu sprechen. Aber es gelang ihr nicht. Eine neue Schwäche schien sie zu überfallen. Ein Zucken in den Beinen ging durch ihren Körper.

(Schluß folgt.)

## Stille Helden.

Wohl wird mit Fug und Recht  
geehrt  
Zu Haus und auch im Feld,  
Wer sich im Kampfe brav be-  
währt  
Und seinen Mann gestellt.

Doch merkt: oft steht in Reih  
und Glied  
Ein schlichter Arbeitsmann  
Bei seinesgleichen, und man sieht  
Ihm nichts besondres an.

In der Maschine nur ein Rad,  
Nur einer Kette Glied,  
So steht der stille Held der Tat,  
Den man oft übersieht.

Ihn ziert kein Kreuz; sein Name  
wiegt  
Nicht viel, weil unbekannt;  
Er weiß nur eins, und das genügt:  
Es geht ums Vaterland.

Und doch — oft hängt vom kleinen  
Mann  
Der Ruhm des großen ab;  
Was jener ungesch'n getan,  
Verschweigt sein Heldengrab.

Drum urteilt nicht nach Ordenszier  
Und nicht nach Rang und Stand;  
Viel tapf're Eaten, glaubt es mir,  
Die werden nicht genannt.

Konrad Weberpals.



## Durch die Tauchkammer.

Von O. Nautilus.

(Nachdruck verboten.)

Backbord mit voller Kraft voraus! Steuerbord mit voller Kraft rückwärts! Das war der Befehl, der soeben von der Zentrale nach der Maschine weitergegeben wurde. — Der leitende Ingenieur stand selbst an der Maschine und legte erst den Backbordhebel und dann den Steuerbordhebel herum. Sofort begannen die elektrischen Maschinen zu summen und zu knistern. Gleich begann denn auch die Backbordschraube sich in rasendem Tempo umzudrehen. Auch die Steuerbordschraube setzte an, blieb aber sofort wieder mit einem starken Ruck stehen. — Der Hebel flog zurück auf „Halt“ und dann wieder auf „Volle Kraft vorwärts“. Abermals dasselbe Spiel. — So ging es noch fünf- oder sechsmal. Alles umsonst. Immer dasselbe. Was war denn nur los? Sehr einfach. Die Steuerbordschraube ging weder vorwärts, noch rückwärts. War sie irgendwie unklar geworden, oder war die Maschine kaputt? Nochmals überflog das kluge und geübte Auge des „Leitenden“ die Maschine, fand aber keinen Defekt. — Nun wurde das zuerst nur Gefürchtete bei ihm zur Gewissheit, U... steckte entschieden in einer Falle, steckte in einem der vertrackten englischen Stahlnetze.

Wenigstens steckte die rechtsseitige Schraube darin fest, während die linke das Netz entweder glatt durchriss, durchschlugen und wohl wieder abgeschüttelt hatte, vielleicht auch gar nicht mit ihm in Berührung gekommen war. Das Netz hatte in diesem Falle wohl seitwärts von der Schraube gehangen. Wer konnte es wissen? Doch so oder so, jedenfalls war die Sache blutig ernst. Sie war sogar dadurch doppelt gefährlich, weil in nicht allzu großer Entfernung von dem Standpunkte des U-Bootes nicht nur das mahrende Geräusch von mehreren Schiffs-schrauben ganz deutlich durch die famosen „Unterwasser-Schallapparate“ zu vernehmen war, sondern weil auch bald seitwärts, bald vorne, bald hinten der dumpfe Knall von explodierenden Wasserbomben einwandfrei festgestellt wurde.

Gelang es der dort oben auf das Edelwild lauenden Meute, das U-Boot zufällig mit einer derartigen Bombe zu treffen, dann war das Ende zweifellos da. Dann gab es kein Maulspitzen mehr, dann mußte gepiffen werden. Und das gepiffene Lied würde ohne Frage der „Chopin'sche Trauermarsch“ sein.

Dieser trübe Gedanke ging dem stark musikalisch veranlagten Kommandanten durch den Kopf, als die Meldung des Obermaschinenführers seine eigene Befürchtung zur Gewissheit stempelte. — Gelang es nicht, die Schraube wieder klar zu kriegen, im untergetauchten Zustande dann auch noch gleich seitwärts zu fahren, und zwar eine größere Strecke, dann waren Schiff und Mannschaft rettungslos verloren.

Es würde ja doch nichts helfen, wenn man auch die „Telephon-Rettungsboje“ an die Oberfläche des Meeres steigen ließ; die Engländer würden doch nicht nur nichts zu ihrer Rettung, sondern das Menschenmögliche zu ihrer Vernichtung tun. Man hatte von der Nichtswürdigkeit der Engländer ja so viele Beispiele. Der „King Stephan“ und der „Baralong“-Fall sprachen ganze Bände von dem englischen Edelmüt und ihrer hohen Kulturstufe. Die Kommies waren zweifellos viel barbarischer als ihre farbigen Hilfsvölker. Nein, wenn sie die Telephonboje erblickten, wußten sie ja auch sofort die genaue Lage des Unterseesbootes und würden ihm sofort Wasserbomben auf den Kopf werfen. Damit war es also auch nichts. — Was aber tun?

Die Sachlage war nämlich folgende: U... hatte den ganzen Tag tief im nördlichen Eingang des Englischen Kanals mit großem Erfolg operiert. Das Wetter war regnerisch, die Luft starr dießig gewesen und dem U-Boote dadurch die Möglichkeit gegeben, sich in allen Fällen bis dicht an seine Beute heranzupfischen und sie dann zu verlesen. Nicht weniger als drei große Dampfer, ein viermastiges Segelschiff und ein Fischdampfer mußten die Reise in Neptuns tiefen Keller antreten.

Der Oberleutnant hatte noch soeben in bereiten Worten das Glück des Tages gepriesen, worauf der plötzlich ernst werdende Kommandant gesagt hatte: „Na, laß nur; man soll den Tag nicht vor dem Abend loben! Mir graut vor der Götter Rache! Hoffentlich geht ja alles gut!“

Und nun war der Abend da, und es war nicht gut gegangen. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Denn plötzlich kam unter dem Schleier





**Von den Kämpfen im Westen:**  
Sturmtrupp im Angriff auf eine sturmreif geschossene Ortschaft unter dem Schutze der durch Nebelbomben erzeugten Rauchwirkungen.

der diesigen Luft, die ja auch ihm so nützlich gewesen war, wahrscheinlich noch herbeigerufen durch Funktspruch eines der versenkten Schiffe, eine ganze Anzahl von englischen Torpedobooten und Zerstörern herangeprescht, und U... konnte nur noch gerade mit genauer Not schnell tauchen.

Jetzt war das Unglück da. Sie saßen in einem vertrackten Stahlnetz fest. Würde es ein volles und ganzes Unglück werden? Das alles ging dem Kommandanten, der ein ungewöhnlich hohes Verantwortungsgefühl in der Brust trug, durch den Sinn.

Da wurden seine trübten Erwägungen plötzlich unterbrochen. Es meldete sich der Bootsmann. Er war ein Bremer. Ein ungewöhnlich fixer Mann. Ein Mann mit einem scharf geschnittenen Gesicht, blizenden hellblauen Augen und einer geraden, schmalrüdigen Nase. Er erbot sich, im Tauchanzuge das Boot durch die „Tauchlampe“ zu verlassen und die Schraube wieder klar zu machen.

Das war aber ein Wagestück sondergleichen, weil das Boot ja nicht fest auf dem Meeresgrunde lag, sondern im Neß hing. Er mußte also ebenfalls in hängender Weise diese äußerst schwierige Rettungsarbeit verrichten. —

Bei der Meldung des Bootsmanns dachte der Kommandant einen Augenblick, der bringe ihm noch irgendeine andere Hiobspost, konnte sich ja aber bald darüber beruhigen.

Nachdem der Bremer sein Anliegen vorgebracht hatte, sagte der Kapitänleutnant: „Sie sind verheiratet, Bootsmann?“

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant!“

„Wieviel Kinder haben Sie?“

„Drei!“

„Hm! Will sich denn sonst keiner zu diesem Wagestück melden?“

„Zu Befehl, alle! Aber einmal haben die Leute doch noch nicht genug Erfahrung in solchen Arbeiten, und dann habe ich als Bootsmann doch auch wohl das erste Anrecht darauf. Herr Kapitänleutnant sollen es sehen, ich schaffe es. Ich hab' dieselbe Arbeit schon mal auf U... gemacht. Da war es ebenso!“

„Bootsmann, die Hand her! Sind immer an Bord ein braver, zuverlässiger und tüchtiger Mann gewesen. Machen Sie es denn in Gottes Namen.“

Und der Bootsmann machte es. Machte es sogar glänzend. In noch nicht fünfzehn Minuten war die Schraube wieder frei und er selbst wohlgeborgen im Boot. Die Schraube drehte sich wieder flott, und das Boot ging seitwärts forsch voran. Auch das Steuer und das Höhen- und Tiefenruder gehorchten wieder vollkommen.

„Bootsmann, das soll Ihnen nicht vergessen werden!“ sagte der Kommandant und verfaßte sofort einen längeren Bericht über die ganze Sache. —



**Auch ein Fliegeheld:**

Eine Brieftaube, die bereits 200 Frontflüge ausgeführt hat und schon zweimal durch Schrapnell-Splitter verwundet wurde, wobei sie eine Krallen am rechten Fuß verlor.



**Vom deutschen Flugdienst:**

Anbordnehmen von Wurfminen bei einem deutschen Schlachtgeschwader. Links am Flugzeug im Kasten Stülzhandgranaten, hinter dem Beobachterflieger Patronen für Signalzwecke.



